

Kollektive Krisenerfahrungen

Von Hoffnung in Zeiten der Krise

Wilhelm Börner und die Lebensmüdenstelle der Ethischen Gemeinde

EVELYNE LUEF

Im Dezember 1928 erreichte die Mitglieder des Wiener Goethe-Vereins ein Bittschreiben: Ein gewisser Theodor Hermann Goethe, der – so suggeriert der Brief – einen in das 17. Jahrhundert zurückführenden gemeinsamen Ahnen mit Johann Wolfgang Goethe aufweisen konnte, war aufgrund von Arbeitslosigkeit in ärgste seelische Bedrängnis geraten. Versuche, dem »sehr bedauernswerten, gebildeten, äusserst sympathischen Manne« einen neuen Posten zu verschaffen, seien bislang missglückt, weshalb nun die Mitglieder des Goethe-Vereins um finanzielle Unterstützung oder Vermittlung einer Anstellung für den Namensvetter des berühmten Dichterkönigs ersucht wurden.¹ In fetten Lettern weist der Briefkopf die »Lebensmüdenstelle der Ethischen Gemeinde« samt Adresse und Hinweis auf Beratungszeiten als Absender aus, deren Leiter Wilhelm Börner (1882–1951) unter den Stempel der Einrichtung in schwarzer Tinte seine Unterschrift setzte (Abb. 1–2).

Ob das Schreiben den gewünschten Erfolg brachte, muss offenbleiben, zu erahnen ist jedenfalls, dass es sich bei der »Lebensmüdenstelle« um eine Beratungsstelle für Menschen in Lebenskrisen handelte, die mit Engagement – und offensichtlich auch Kreativität – um das Wohl ihrer Klient*innen bemüht war. Dabei sticht neben dem typografischen Erscheinungsbild insbesondere die verwendete Terminologie hervor: Von »Lebensmüden« ist hier die Rede, nicht von »Selbstmördern«, wie sonst in den 1920er-Jahren gebräuchlich.²

Diese (auch sprachliche) Sensibilisierung ist den langjährigen Bestrebungen von Wilhelm Börner in jedem Fall mitgeschuldet. Der Freidenker, Volksbildner, Philosoph und Pazifist war ab 1909 Sekretär und seit 1919 Leiter der Wiener Ethischen Gemeinde, gleichzeitig Initiator und wesentliche Triebfeder der ihr angeschlossenen Lebensmüdenstelle, die innerhalb der Ethischen Gemeinde eine Sonderstellung einnehmen sollte. Börners gesamtes Erwachsenenleben war vom Einsatz für diese beiden miteinander verwobenen Einrichtungen geprägt.³ Ihm und vielen seiner Wegbegleiter*innen, die sich in den 1920er- und 1930er-Jahren intensiv mit Suizidprävention und Lebensfragen befassten, war das Schicksal

EW 131.074

Lebensmüdenstelle der Ethischen Gemeinde.

Wien, III., Obere Weißgärberstraße Nr. 2.

Beratung täglich von 6 bis 8 Uhr abends.

Wien, 6. Dezember 1928.

An die geehrten Mitglieder des Wiener Goethe-Vereines!

Seit längerer Zeit befasst sich die Lebensmüdenstelle mit einem verzweifelten Manne, namens Theodor Hermann G o e t h e . Er war Sekretär einer Krankenkasse, wurde wegen Auflösung der Ortsgruppe, bei der er amtierte, abgebaut und ist jetzt wirtschaftlich und seelisch am Rande seiner Kraft. Wir bemühen uns schon seit Monaten, diesem sehr bedauernswerten, gebildeten, küsserst sympathischen Manne eine Stelle zu verschaffen. Bisher ist es uns jedoch nicht gelungen. Wie aus dem uns vorliegenden Stammbaume ersichtlich, ist Herr Goethe mit dem Dichter insoferne verwandt, als beide einen gemeinsamen Ahnen in der Person des Hans Goethe, gest. 1686 haben.

Es handelt sich nun darum, Herrn Goethe und seine Familie so lange wirtschaftlich über Wasser zu halten, bis er wieder einen Verdienst hat. Da wir überzeugt sind, dass Sie als Mitglied des Wiener Goethe-Vereines aus rein menschlichen Gründen und zugleich aus Gründen der Pietät gewiss für das furchtbare Schicksal des

eines Theodor Hermann Goethe und vieler anderer offenkundig nicht gleichgültig, wovon zahlreiche Materialien zeugen.⁴

VON DER KRIMINALISIERUNG ZUR PRÄVENTION DES SUIZIDS

Um den Tätigkeitsbereich der Lebensmüdenstelle und die Innovation, die sie darstellte, besser einordnen zu können, bedarf es eines kurzen historischen Rückblicks. Als Handlung gegen Gott, Natur und Gesellschaft war Suizid in weiten Teilen Europas lange Zeit kriminalisiert und gesellschaftlich stigmatisiert. So

Mannes, der drückende Not leidet und nur mühsam von der Selbsttötung abgehalten werden kann, Interesse und Teilnahme haben werden, bitten wir Sie herzlichst, uns für den unglücklichen Träger des erlauchten Namens eine Unterstützung zukommen zu lassen. Wir dürfen dabei wohl um Diskretion bitten.

Sollten Sie in der Lage sein, Herrn Goethe i r g o n d e i n e S t e l l e zu verschaffen, dann wäre ihm natürlich damit am allerbesten gedient und geholfen.

Verzeihen Sie freundlichst diese Behelligung! Aber Hilfe tut dringendst not, soll das Aeusserste verhindert werden.

Mit dem Ausdrucke besonderer Hochachtung zeichnet
für die

Lebensmüdenstelle
der
ETHISCHEN GEMEINDE
Wien, II., Obere Wollgärberstraße 2.

der Leiter:

Wilh. Börner



Abb. 1-2: Wilhelm Börner bittet im Namen der Lebensmüdenstelle um Unterstützung für einen Nachfahren Johann Wolfgang Goethes. Brief von Wilhelm Börner an Elise Richter vom 6. Dezember 1928. WBR, HS, Sign.: H.I.N. 232196.

auch auf dem Gebiet des heutigen Österreich.⁵ Erstmals 1803 nicht mehr als ›Verbrechen‹, sondern als ›schwere Polizeiübertretung‹ bewertet, wurden die entsprechenden ›Selbstmord‹-Paragrafen des Strafgesetzes mit dem sogenannten ›Milderungspatent‹ vom 17. Jänner 1850 vollends aufgehoben.⁶ Das bedeutete, dass für Suizid und Suizidversuch fortan nicht mehr das Strafgericht, sondern die politische Behörde, also die Verwaltungsbehörde zuständig war. Im Falle eines Suizidversuchs war für eine seelsorgerische Belehrung oder für eine Einweisung in eine öffentliche Heilanstalt oder eine sonstige Verwahrung zu sorgen. Mit dem ›Milderungspatent‹ war das strafrechtliche Delikt ›Selbstmord‹ verschwunden, doch die gesellschaftliche Wahrnehmung und Beurteilung suizi-

daler Handlungen sowie der Umgang mit suizidalen Individuen änderte sich nur langsam, vor allem nicht allorts im selben Tempo, und war zudem auch von unterschiedlichen weltanschaulichen Standpunkten geprägt.

Um die Jahrhundertwende und in der Ersten Republik war die Suizidthematik auch in Grundsatzdebatten ideologischer Natur eingebettet, die christlich-soziale, klerikale Kreise auf der einen Seite und sozialdemokratische oder freidenkerisch geprägte auf der anderen gegeneinander austrugen. Dass gerade in Fragen der Bestattung und Seelsorge – im stark katholisch geprägten Österreich traditionell Kernaufgaben der Kirche – die Deutungshoheit ebendieser ›Obrigkeit‹ in Frage gestellt wurde, war durchaus von politischer Bedeutung.⁷ Hinzu kam, dass nun auch junge, aufstrebende Wissenschaftsdisziplinen wie die Psychologie und Soziologie darauf drängten, ihre Expertise, was das Innenleben des Menschen bzw. das Zusammenwirken von Individuum und gesellschaftlichen Faktoren anging, einzubringen.

Dass Wilhelm Börner (Abb. 3) gerade im Bereich der Suizidprävention ein produktives Betätigungsfeld für die Ethische Gemeinde sah, verwundert nicht.



*Abb. 3: Wilhelm Börner, um 1930.
WBR, HS, Teilnachlass Wilhelm Börner,
ZPH 1239, Archivbox 7.*

Der überzeugte Freidenker hatte sich seit vielen Jahren für die Trennung von Kirche und Staat eingesetzt und in der Ethischen Gemeinde intensiv daran gearbeitet, im Bereich der ›Lebensführung‹ Alternativen zu den traditionellen Konzepten der Religionsgemeinschaften aufzuzeigen und vorzuleben. Die 1894 nach amerikanischem Vorbild als ›Ethische Gesellschaft‹ gegründete Vereinigung wurde von Börner in eine ›Ethische Gemeinde‹ umgewandelt, die in ihren Strukturen frappant an jene konfessioneller Zusammenschlüsse erinnert: An Stelle der Pfarrgemeinde gab es die Ethische Gemeinde, statt dem Sonntagsgottesdienst wurden Sonntagstreffen abgehalten und statt der priesterlichen Seelsorge wurde eine humane, weltlich-konfessionslose Seelsorge-Gemeinschaft als Rückhalt angeboten.⁸

Obwohl insbesondere in der österreichischen Bundeshauptstadt ab 1919 mit der absoluten Mehrheit der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Landtag und Gemeinderat (dem sogenannten ›Roten Wien‹) eine Ära des Fortschritts angebrochen war, gab es Handlungsbedarf genug. Die Folgen des Ersten Weltkriegs waren noch sehr präsent, die Lebensmittelversorgung war mitunter prekär, die Arbeitslosigkeit hoch und selbst diejenigen, die Arbeit hatten, mussten teils unter unmenschlichen Bedingungen malochen. Zudem warfen die Wirtschaftskrisen der späten 1920er- und 1930er-Jahre ihre Schatten voraus – und persönliche Krisen gab (und gibt) es ohnehin immer.⁹ Zur tatsächlich hohen Anzahl an Selbsttötungen, wie sie zeitgenössische Statistiken auswiesen, kam hinzu, dass dem Thema Suizid in der Zwischenkriegszeit eine bis dato nie dagewesene mediale Aufmerksamkeit zuteilwurde.¹⁰

DIE LEBENSMÜDENSTELLE DER ETHISCHEN GEMEINDE

Als Wilhelm Börner im Dezember 1928 sein Schreiben an die Mitglieder des Wiener Goethe-Vereins aufsetzte, war die Lebensmüdenstelle etwa ein halbes Jahr alt. Am 22. Mai 1928 wurde sie im Gebäude der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft in der Oberen Weißgärberstraße 2 eröffnet, wo sie in zwei Räumen täglich von 18 bis 20 Uhr allen Menschen offenstand, die sich mit Gedanken der Selbsttötung trugen – unabhängig von Staatsangehörigkeit, Beruf, Alter oder Weltanschauung.

Zu den Kernaufgaben der Beratungsstelle zählte die »praktische Fürsorgetätigkeit«, worunter etwa die Unterstützung bei Gesuchen oder Anträgen, die Mediation bei Streit und mentale Stütze in Krisensituationen verstanden wurde

Aus dem Jahre 1928 kamen 39 wieder, aus dem Jahre 1929 79, aus dem Jahre 1930 53, aus dem Jahre 1931 106, so daß die Stelle mit den neuen Schützlingen zusammen von 1051 Menschen aufgesucht wurde.

Die Besuche verteilten sich folgendermaßen:

Jänner	177
Februar	214
März	204
April	241
Mai	215
Juni	230
Juli	245
August	230
September	511
Oktober	223
November	166
Dezember	155

zusammen 2607 Besuche.

Nach ihrem Alter gruppieren sich die Schützlinge:

unter 20 Jahren	32
zwischen 20 und 30 Jahren	167
zwischen 30 und 40 Jahren	242
zwischen 40 und 50 Jahren	196
zwischen 50 und 60 Jahren	80
zwischen 60 und 70 Jahren	29
zwischen 70 und 80 Jahren	8

Als Motive der Lebensmüdigkeit wurden angegeben:

Allgemeine wirtschaftliche Notlage	163
Verschuldung	34
Dringender Bedarf eines Darlehens	13
Arbeitslosigkeit	79
Entzug der Arbeitslosen- oder Notstandsunterstützung	11
Mangel an Reisegeld an den Dienort oder in die Heimat	6
Heranziehung wegen geleisteter Bürgschaft	1
Verlust eines Geldbetrages	1
Obdachlosigkeit	51
Wohnungsnot	51
Drohende Delogierung	11
Heimatlosigkeit	3
Schwierigkeiten bei Erlangung wichtiger Dokumente	13
Nichtaufnahme in die geschlossene Fürsorge oder Verweigerung von Pfründen und Renten	12
Mangelhafte Bekleidung	24
Körperliche Krankheit	25
Schwangerschaft	4
Nerven- und Geisteskrankheit	49
Homosexualität	2
Sexuelle Not	11
Berufsschwierigkeiten	3
Trunksucht	4
Zwistigkeiten	54
Unglückliche Liebe	15
Unglückliche Ehe	46

(Abb. 4).¹¹ Suizidprophylaxe wollte man leisten, und in diesem Sinne richtete sich die Lebensmüdenstelle vor allem an Menschen, die bisher noch keinen Suizidversuch unternommen hatten.¹² Die Beratung erfolgte kostenfrei und vertraulich, auf Wunsch auch anonym. Der Gesprächsraum war hierfür durch einen Vorhang abgetrennt, der die Beratenden von den hilfeschuchenden Personen abschirmte.¹³

Wie die Berichterstattung zeigt, war das Interesse seitens der Presse und der Bevölkerung groß. Wenngleich wohl auch Neugier viele Menschen am

Einsamkeit	14
Gram über den Tod geliebter Angehöriger	2
Zivilrechtliche Angelegenheiten	38
Strafrechtliche Angelegenheiten	8
Rücht vor Anzeige wegen Diebstahles oder Veruntreuung	10
Folgen der strafrechtlichen Verurteilung	7
Abschaffung oder Ausweisung	9
Die Berufe unserer Schützlinge verteilen sich folgendermaßen	
Arbeiter	218
Hilfsarbeiter	75
Diener	6
Hausgehilfinnen, Bedienerinnen, Köchinnen	57
Frauen im Haushalt	52
Pflegerinnen	9
Kellner	22
Chauffeurs	10
Gewerbetreibende	25
Fabrikant	1
Vertreter	27
Kaufleute	21
Öffentliche Beamte und Angestellte	22
Privatbeamte und Handelsangestellte	81
Pensionisten	11
Lehrpersonen und Erzieherinnen	9
Schauspieler, Sänger, Musiker	6
Vertreter freier Berufe (Notare, Ingenieure, Schriftsteller, Journalisten, Kunstgewerber)	19
Studenten	4
Pfändner, Alters- und Kleinrentner	15
Verschiedene Berufe	21
Unbekannt	65
Die Fürsorgetätigkeit im Berichtsjahre ergibt folgendes Bild	
Interventionen bei Aemtern	200
Interventionen bei Vereinen	25
Interventionen bei Fürsorgegeräten	7
Interventionen bei Verwandten, Freunden u. Bekannten	140
Interventionen bei Arbeitgebern	47
Interventionen bei Stellenvermittlungen	31
Interventionen bei Gläubigern	92
Interventionen bei Schuldnern	9
Interventionen wegen Wohnung und Unterkunft	179
Interventionen in Liebes- und Eheangelegenheiten	22
Interventionen verschiedener Art	190
Recherchen	27
Hausbesuche	256
Einholung von Referenzen	87
Aerztliche Untersuchungen und Interventionen	137
Rechtsberatungen	87
Rechtshilfe	37
Intervention bei Rechtsanwälten von Schützlingen	71
Anwesenheit bei Gerichtsverhandlungen	15
Beschaffung von Aushilfsarbeiten	59
Materielle Hilfe (Zins, Gas- und Lichtrechnungen, Umsetzen und Auslösen von Pfändern, Beschaffung von Arbeitsmaterial, Zeitungannoncen)	87
Spelsemarken	235
Nächtigungsanweisungen	52
Briefe (Eingaben, Interventionen, Gesuche)	1625

Abb. 4: Bericht über die Lebensmüdenstelle für das Jahr 1932 mit statistischen Auswertungen zur Anzahl der Besuche pro Monat, der Altersgruppen, der Motive der »Lebensmüdigkeit«, der Berufsgruppen sowie der Fürsorgetätigkeit. Mitteilungen der Ethischen Gemeinde, Nr. 30 (Juli 1933), S. 320 f.

ersten Beratungstag in die Obere Weißgärberstraße geführt haben mag, steht der Bedarf an einer solchen Einrichtung außer Zweifel.¹⁴ Von Börner selbst erschien am Eröffnungstag ein Artikel in der »Neuen Freien Presse«, in dem er die Motive zur Gründung und die Aufgaben der Beratungsstelle zusammenfasste und zudem bedauernd darauf hinwies, dass »Unterstützungen in Geld [...] nicht gewährt« und auch »keine Stellen vermittelt werden« könnten.¹⁵ – Das Bittschreiben für Herrn Goethe zeigt, dass man sich zumindest darum bemühte.

Der Eröffnung vorangegangen war eine längere Vorlaufzeit, in der geeignete Räume, Ausstattung und vor allem ehrenamtliche Mitarbeiter*innen gefunden und geschult werden mussten.¹⁶ Der hervorragende Netzwerker Börner konnte bei der Gründung der Lebensmüdenstelle wohl auch auf Unterstützung aus seinem beruflichen Umfeld zählen, wenngleich noch weitgehend unerforscht ist, ob bzw. inwiefern sich prominente Persönlichkeiten um ihn herum in die alltägliche Arbeit einbrachten. Kontakt und Austausch zum Thema Suizidprävention pflegte Börner etwa mit dem jungen Neurologen und Psychiater Viktor Frankl (1905–1997), der sich bereits in dieser Zeit um die Unterstützung gefährdeter Jugendlicher bemühte.¹⁷ Zu jenen, die mehrere Jahre lang in der Lebensmüdenstelle arbeiteten, zählte jedenfalls die im Kreis um Karl (1879–1963) und Charlotte Bühler (1893–1974) tätige Psychologin Margarethe Andics-Karikas (1900–?). Sie promovierte 1935 an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien und veröffentlichte 1938 die Studie »Über Sinn und Sinnlosigkeit des Lebens. Auf Grund von Gesprächen mit geretteten Selbstmördern«.¹⁸ Wilhelm Börner und dessen Ehefrau Stephanie (1887–1953) dürften bei ihr Eindruck hinterlassen haben, denn ein Exemplar ihres Buches ließ sie »Herrn und Frau Börner in tiefster Dankbarkeit u. bewundernder Verehrung« zukommen.¹⁹

Margarethe Andics-Karikas war eine der vielen Freiwilligen, die den Betrieb der Lebensmüdenstelle am Laufen hielten. Ab 1929, dem Jahr des Ausbruchs der Weltwirtschaftskrise, in dem mit 1336 Hilfesuchenden die meisten Beratungen verzeichnet wurden, war eine Bürokraft halbtätig angestellt. 1931 umfasste der Mitarbeiter*innenstand neben dieser angestellten »Beamtin« 43 ehrenamtliche Berater*innen sowie 24 Rechtsanwält*innen und fünf Ärzt*innen.²⁰ Im letzten vollen Berichtszeitraum für das Kalenderjahr 1937 waren es 27 Berater*innen, 26 Rechtsanwält*innen und acht Ärzt*innen gewesen.²¹

Engagement und Ehrenamt waren eine Sache, doch ganz ohne Geldmittel ließ sich die Beratungsstelle nicht führen. Die Finanzierung erfolgte fast ausschließlich über Sach- und Geldspenden aus privater Hand oder von Firmen, die in den »Mitteilungen der Ethischen Gemeinde« jeweils ausgewiesen wurden.²² Für einige Jahre lassen sich auch Subventionen geringeren Ausmaßes durch die Stadt Wien nachweisen.²³ Die allererste Geldspende für die Lebensmüdenstelle stammte von einem gewissen Karl Vlach (1903–1985); sie betrug zehn Schilling und war bereits vor der Eröffnung eingelangt (Abb. 5). In einem Brief an den Gönner zeigte sich Wilhelm Börner »tief gerührt, dass diese erste Spende von auswärts und von einem Nichtmitglied [der Ethischen Gemeinde; Anm. d. Verf.] kam«.²⁴ Vlach hatte an einer der Sonntagsfeiern teilgenommen und anschlie-

ßend brieflich Rat in Lebensfragen gesucht. Börner beantwortete nicht nur diese Fragen, sondern lud Vlach auch ein, in seine Sprechstunde zu kommen, die er wöchentlich in seiner Privatwohnung abzuhalten pflegte. Vlach dürfte dieser Einladung nachgekommen sein, denn zwischen ihm und dem Ehepaar Börner entwickelte sich eine vertrauensvolle Freundschaft, die schließlich (nach dem Tod Stephanie Börners, die ihren Ehemann nur um ein gutes Jahr überlebte) sogar zur Übernahme und Verwaltung von Börners Nachlass führte. Vlach, dessen Leidenschaft die Literatur war und der auch selbst Gedichte verfasste, zwangen die äußeren Umstände seiner Zeit zu einer Anstellung beim österreichischen Heer. Dennoch engagierte er sich in der Ethischen Gemeinde und der Friedensbewegung. Den gesamten Zweiten Weltkrieg erlebte er als Soldat in der Sanitätskompanie.²⁵

Dem Einsatz vieler war es also geschuldet, dass das Projekt »Lebensmüdenstelle« seine praktische Fürsorgetätigkeit so erfolgreich umsetzen konnte. Rasch entwickelte sich die Beratungsstelle zu *der* zentralen Einrichtung der Ethischen Gemeinde. Dementsprechend nahm sie auch in deren »Mitteilungen«, die in unregelmäßiger Folge erschienen, ab 1928 einen Fixplatz ein. Berichtet wurde über die Aktivitäten und Erfolge der Beratungsstelle, abgedruckt wurde der Erhalt

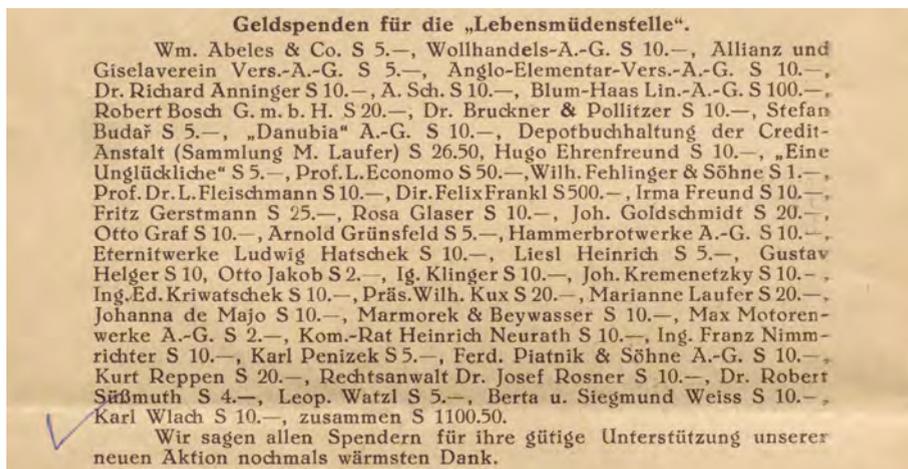


Abb. 5: Geldspenden für die Lebensmüdenstelle mit dem handschriftlich markierten Eintrag des ersten Gönners Karl Vlach in Wilhelm Börners Exemplar der »Mitteilungen«. Mitteilungen der Ethischen Gemeinde, Nr. 14 (Mai 1928), S. 156. WBR, HS, Teilnachlass Wilhelm Börner, ZPH 1239, Archivbox 7.

von Sachspenden und die Namen jener, die Geldzuwendungen machten. Jährlich erfolgte ein Leistungsbericht, in dem unter anderem die Anzahl der Beratungen («Besuche») – viele kamen über Jahre hinweg –, das Geschlecht und Alter der Hilfesuchenden, deren Beruf sowie die angegebenen Motive für die ›Lebensmüdigkeit‹ verzeichnet wurden. Wie oben erwähnt, wurde mitunter auch die Art der praktischen Fürsorgetätigkeit nach Häufigkeit aufgelistet.²⁶ Der Kassier des Vereins berichtete jährlich gewissenhaft über die finanzielle Gebarung.

VERBOT UND EXIL

In den rund zehn Jahren ihres Bestehens, vom 22. Mai 1928 bis zur durch die nationalsozialistische Machtübernahme erzwungenen Einstellung des Betriebs am 18. März 1938, wurde die Beratungsstelle von 7134 Personen, davon 3970 Männer und 3164 Frauen, in Anspruch genommen (Abb. 6).²⁷ Ihnen war die Anlaufstelle in Krisenzeiten Stütze gewesen, nun war sie behördlich aufgelöst worden und viele, die sich in ihr engagiert hatten, blickten ungewissen Zeiten entgegen. Wilhelm Börner wurde am 21. März 1938 verhaftet und auch Walter Eckstein (1891–1973), Vorsitzender der Ethischen Gemeinde, war wenige Wochen nach Börner festgenommen worden. Mithilfe prominenter Fürsprecher kamen die zwei Männer am 23. Mai 1938 unter der Auflage frei, dass sie mit ihren Frauen – Lilly Eckstein und Stephanie Börner – das Land verlassen. John L. Elliott (1868–1942), Direktor der Ethical Society in New York, reiste persönlich nach Europa, um sich in Berlin und Wien für die Freilassung der beiden einzusetzen.²⁸ In einem nur spärlich beschriebenen Taschenkalender aus dem Jahr 1938 fanden diese Ereignisse kaum Eingang: »Fahrt nach Hamburg« ist am 27. Juni 1938 notiert, »1^h nachts Abfahrt von Hamburg« zwei Tage später – davor viele unbeschriebene Kalenderblätter. Im »Diary« für das Jahr 1939 – der Vordruck nun bereits in englischer Sprache – waren einige wichtige Zäsuren des Frühlings und Sommers 1938 nachgetragen worden, so steht etwa beim 21. März 1939 vermerkt »1938: Verhaftung Wilhelms«, am 7. Juli 1939 »1938: Ankunft N. Y.«.²⁹

Im New Yorker Exil fanden Stephanie und Wilhelm Börner, mittlerweile beide über 50 Jahre alt, Anschluss an die American Ethical Society, setzten sich für andere Flüchtlinge aus Europa ein und versuchten Affidavits zu organisieren. Im Herbst 1949 kehrte das Ehepaar in das zerstörte Wien zurück und nahm rasch seine Arbeit für die bereits im Jahr zuvor neu gegründete Ethische Gemeinde, zu deren Leiter Wilhelm Börner in Abwesenheit wiedergewählt wurde,

Statistik der "Lebensmüdenstelle" der Wiener

"Ethischen Gemeinde".

Die "Lebensmüdenstelle" wurde am 22. Mai 1928 eröffnet und musste am 18. März 1938 ihre Tätigkeit einstellen.

In den fast zehn Jahren ihres Bestandes wurde die Stelle von 7134 Personen in Anspruch genommen und zwar von 3970 Männer u. 3164 Frauen.

	1928	1929	1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	37
Frauen und Mädchen	568	608	418	334	339	338	210	185	181	170
Männer	524	728	561	436	435	367	217	225	248	222
Summe	912	1336	979	770	774	705	427	410	429	392

Hievon nannten 260 Männer und 198 Frauen keinen Namen.

Die meisten Schützlinge kamen mehrmals, manche Jahre hindurch immer wieder. Im Durchschnitt kam jeder dreimal und bei einem Durchschnittsbesuch von 2518 pro Jahr hatten wir täglich ungefähr 7 Schützlinge zu beraten.

Die Altersstufen verteilten sich wie folgt:

Unterschiedsklassen	1928	1929	1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937
unter 20 Jahren	29	30	37	25	32	18	14	8	13	11
20-30 Jahre	246	324	252	203	167	172	92	87	76	103
30-40 Jahre	275	449	529	241	242	231	125	121	116	96
40-50 Jahre	210	296	215	187	196	158	111	121	130	92
50-60 Jahre	105	169	103	81	80	86	56	50	64	57
60-70 Jahre	38	49	34	25	29	33	25	19	22	26
über 70 Jahre	9	19	9	8	8	7	4	4	8	7

Abb. 6: Entwurf einer abschließenden Statistik für die Tätigkeitsjahre 1928 bis 1937 mit den Angaben zur Geschlechterverteilung und den Altersstufen der Hilfesuchenden, Bl. 1. WBR, HS, Teilarchiv der Gesellschaft für Ethische Kultur, ZPH 620, Archivbox 6.

auf. Sie fanden nur noch wenige Freund*innen vor: Ein in der Nachkriegszeit angefertigtes Verzeichnis der ehemaligen Mitglieder der Ethischen Gemeinde weist nur allzu oft Vermerke wie »nach Litzmannstadt abgemeldet«, »nach Nordamerika abgemeldet«, »gestorben« oder »unbekannt wohin abgemeldet« auf.³⁰

DAS PRINZIP HOFFNUNG ALS AUSBLICK

Als der 65-jährige Wilhelm Börner am 26. August 1947 in New York sein Testament erneuerte, hielt er fest, dass die Beilage zu einer früheren Version vom 26. Juni 1932, die er anlässlich seines 50. Geburtstages verfasst hatte, vollinhaltlich gültig sei.³¹ Diese endete mit den Worten »Und meine Hoffnung bis zum letzten Atemzug war die Verwirklichung einer sozialisierten Gesellschaft, in der es kein Elend und keinen Krieg, keine ›Herren‹ und keine ›Knechte‹, sondern nur gleichberechtigte, arbeitsfreudige, frohe, gute Menschen gibt.«³² Vermutlich hat er im Juni 1932 bereits die dunklen Schatten am Horizont gesehen; im August 1947 bestätigte er das zu Papier Gebrachte erneut, obwohl er in der Zwischenzeit in tiefste menschliche Abgründe geblickt hatte, und arbeitete bis zuletzt an seiner Vision einer »sozialisierten Gesellschaft«.

Auf die Lebensmüdenstelle konnten hier nur einige Schlaglichter geworfen werden, die das Projekt und Wilhelm Börner in Erinnerung rufen. An allen Ecken und Enden gäbe es noch vieles zu entdecken und zu erforschen, um Personen aus Börners Umfeld, die seine Arbeit mitgeprägt und mitemöglicht haben (etwa Margarethe Andics-Karikas, Karl Vlach oder Lilly und Walter Eckstein), entsprechend zu würdigen. Zuvorderst wäre es an der Zeit, sich Stephanie Börner intensiver zuzuwenden, die ihrem Ehemann über Jahrzehnte eine wichtige Partnerin im intellektuellen Austausch war, mit ihm gemeinsam Netzwerke pflegte – sei es bei den Sonntagsfeiern der Ethischen Gemeinde, als Gastgeberin in der Unteren Viaduktgasse 32 oder als Korrespondenzpartnerin (Abb. 7). Vieles weist darauf hin, dass sie, die als Unterstützerin und Ermöglicherin primär im Hintergrund agierte, an seiner nach außen hin sichtbaren Arbeit wesentlichen Anteil hatte. Erst nach Wilhelm Börners Tod trat sie, schon von Krankheit gezeichnet, stärker in Erscheinung, als es darum ging, das Gedenken an ihren Ehemann wachzuhalten, Bibliothek und Nachlass für die Nachwelt zu sichern – also ›post mortem Care-Arbeit‹ für ihn leistete.³³

In diesem Sinne versteht sich dieser Text als Einladung zum Knüpfen von Verbindungen, zur Zusammenschau verschiedener archivalischer Materialien

und nicht zuletzt auch als Einladung zu einem Perspektivenwechsel. Denn das hier vorgestellte Projekt der Lebensmüdenstelle und ihrer Beteiligten ermöglicht nicht nur Einblicke in die Suizidprävention im Wien der Zwischenkriegszeit, sondern auch in ein spannendes intellektuelles Netzwerk von Frauen und Männern, das für vielfältige Forschungsfragen produktiv gemacht werden kann.



Abb. 7: Wilhelm und Stephanie Börner, um 1935. WBR, HS, Teilnachlass Wilhelm Börner, ZPH 1239, Archivbox 7.

ANMERKUNGEN

- 1 Brief von Wilhelm Börner an Elise Richter vom 6. Dezember 1928, Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung (im Folgenden WBR, HS), Sign.: H.I.N. 232196, online abrufbar unter <https://resolver.obvsg.at/urn:nbn:at:AT-WBR-540638> (Stand: 16.12.2023). – Die Wissenschaftlerinnen Elise und Helene Richter waren dem Wiener Goethe-Verein in den Jahren 1910/11 beigetreten (vgl. Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. 25, Nr. 3–4. Wien: Verlag des Wiener Goethe-Vereins 1911, S. [17] und Anm. 22 in diesem Beitrag).
- 2 Zur Terminologie vgl. Andreas Bähr: Between »Self-Murder« and »Suicide«: The Modern Etymology of Self-Killing. In: *Journal of Social History* 46 (2013), Nr. 3, S. 620–632; zu Metaphern für Suizidalität vgl. auch Michaela Maria Hintermayr: Toderntst. Eine Analyse des geschlechtsspezifischen Suiziddiskurses in Österreich (1870 bis 1970). Universität Wien: phil. Diss. 2018, S. 182 f.

- 3 Zur Geschichte der Ethischen Gemeinde sowie zu Börner und seinem Wirken vgl. die Arbeiten von Sonja Kato-Mailáth-Pokorny: Die Ethische Gemeinde in Wien – Politik und Ethik während der Ersten Republik. In: Logischer Empirismus, Werte und Moral. Eine Neubewertung. Hg. von Anne Siegetsleitner. Wien, New York: Springer 2010 (= Veröffentlichungen des Instituts Wiener Kreis 15), S. 61–80 sowie Wilhelm Börner (1882–1951). Sein Leben an Hand ausgewählter Werke. Universität Wien: Dipl.-Arb. 2007, online abrufbar unter <https://theses.univie.ac.at/detail/157> (Stand: 16.12.2023); zu Börners Biografie vgl. auch https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/index.php?title=Wilhelm_B%C3%B6rner&oldid=916891 (Stand: 16.12.2023).
- 4 Die Wienbibliothek im Rathaus verwahrt mit einem Teilnachlass und einer Sammlung zwei umfangreiche Bestände zu Wilhelm Börner (ZPH 1239 und ZPH 592), zudem das Teilarchiv Gesellschaft für Ethische Kultur (ZPH 620) und eine Sammlung Stephanie Börner (ZPH 2013).
- 5 Vgl. Evelyne Luef: A Matter of Life and Death: Suicide in Early Modern Austria and Sweden (ca. 1650–1750). Universität Wien: phil. Diss. 2016, online abrufbar unter <https://theses.univie.ac.at/detail/38402> (Stand: 13.11.2023).
- 6 Vgl. Evelyne Luef: »... boshaftig den entsetzlichen selbstmord angethann«. Selbsttötung als strafrechtliches Delikt im frühneuzeitlichen Österreich. In: Ermitteln, Fahnden und Strafen. Kriminalitätshistorische Studien vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Hg. von Andrea Griesebner, Georg Tschannett. Wien: Löcker 2010, S. 165–190.
- 7 Vgl. Stefan Schima: Die rechtliche Entwicklung des Bestattungswesens im Spannungsfeld zwischen Kirche und Staat. Das Tauziehen um das Suizidantenbegräbnis und der Konflikt um die Feuerbestattung. In: Freund Hein? Tod und Ritual. Hg. von Wolfgang Hameter, Meta Niederkorn-Bruck, Martin Scheutz. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien Verlag 2007, S. 135–156.
- 8 Zur Geschichte der Ethischen Gesellschaft bzw. Ethischen Gemeinde vgl. Kato-Mailáth-Pokorny: Die Ethische Gemeinde in Wien (Anm. 3); zu den Zielen der Ethischen Gemeinde vgl. Was will die Ethische Gemeinde?, WBR, HS, Teilarchiv der Gesellschaft für Ethische Kultur, ZPH 620, Archivbox 4.
- 9 Vgl. Hintermayr: Todernt (Anm. 2), S. 174–229.
- 10 Vgl. Hannes Leidinger: Die Bedeutung der SelbstAuslöschung. Aspekte der Suizidproblematik in Österreich von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Zweiten Republik. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien Verlag 2012, S. 95–103.
- 11 Vgl. z. B. Mitteilungen der Ethischen Gemeinde, Nr. 30 (Juni 1933), S. 321. – Die in toto selten nachgewiesenen »Mitteilungen« werden im Folgenden nach dem Bestand im Teilnachlass Wilhelm Börner (WBR, HS, ZPH 1239, Archivbox 7) zitiert.
- 12 Vgl. Wilhelm Börner: Lebensmüdenstelle. In: Neue Freie Presse, 22. Mai 1928, S. 12, online abrufbar unter <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19280522&seite=12&zooom=33> (Stand: 18.12.2023). – Für Menschen, die bereits einen Suizidversuch verübt hatten, war 1927 eine Fürsorgestelle der Polizeidirektion eingerichtet worden.
- 13 Der Lebensmüden letzte Hoffnung. In: Illustriertes Wiener Extrablatt, 23. Mai 1928, S. 5, online abrufbar unter <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=iwe&datum=19280523&seite=5&zooom=33> (Stand: 18.12.2023).
- 14 Vgl. ebd. – In der gleichen Ausgabe des »Illustrierten Wiener Extrablatts« wurde unter dem Titel »Die Lebensmüden« über aktuelle Selbstmorde und Selbstmordversuche berichtet (vgl. ebd., S. 3). Ein erstes Resümee zur Beratungstätigkeit wurde im September 1928 in den »Mitteilungen der Ethischen Gemeinde« gezogen (vgl. Mitteilungen [Anm. 11], Nr. 15 [September 1928], S. 173).

- 15 Börner: Lebensmüdenstelle (Anm. 12).
- 16 Laut Stephanie Börner entstand die Idee 1926 (vgl. Wilhelm Börner. Biographische Skizze von Stephanie Börner. In: Zum Gedächtnis Wilhelm Börners. Hg. von der Ethischen Gemeinde in Wien. Wien: Ethische Gemeinde 1952, S. 23).
- 17 Über diesen frühen Kontakt mit Wilhelm Börner äußerte sich Viktor Frankl später folgendermaßen: »Wilhelm wurde von mir [...] zu der von mir organisierten Jugendberatung herangezogen, wie ich von ihm zu der von ihm geschaffenen Lebensmüdenberatung.« (zit. nach Nachwort zu Viktor Erich Frankl an Wilhelm Börner. Briefe 1945 bis 1949. In: Ego und Alterego. Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl im Kampf um die Aufklärung. Festschrift für Juha Manninen. Hg. von Georg Gimpl. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 1996, S. 391–416, hier S. 416).
- 18 Zu Margarethe Andics-Karikas vgl. Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben – Werk – Wirken. Hg. von Brigitta Keintzel, Ilse Korotin. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2002, S. 15.
- 19 Margarethe Andics: Über Sinn und Sinnlosigkeit des Lebens. Auf Grund von Gesprächen mit geretteten Selbstmördern in der Universitätsklinik für Psychiatrie und Neurologie Prof. Dr. O. Pözl in Wien. Wien: Gerold & Co 1938, WBR, Druckschriftensammlung, Sign.: A-141406. – Über die Bibliothek des Theaterhistorikers Fritz Brukner (1881–1944) fand dieses Widmungsexemplar seinen Weg in die Wienbibliothek im Rathaus, wo neben Bruknerns Nachlassbibliothek auch die des Ehepaars Börner aufbewahrt wird.
- 20 Vgl. Wilhelm Börner. Biographische Skizze von Stephanie Börner (Anm. 16), S. 23; vgl. dazu auch Mitteilungen der Ethischen Gemeinde, Nr. 27 (Mai 1932), S. 288.
- 21 Vgl. Bericht über die Lebensmüdenstelle 1937, WBR, HS, Teilarchiv der Gesellschaft für Ethische Kultur, ZPH 620, Archivbox 6.
- 22 Vgl. etwa Mitteilungen der Ethischen Gemeinde, Nr. 14 (Mai 1928), S. 156, Nr. 15 (September 1928), S. 174 oder Nr. 16 (Jänner 1929), S. 187. – Im Zeitraum von Mai 1928 bis Jänner 1929 wurden Geldspenden in Höhe von insgesamt Schilling 6597,50 ausgewiesen. Die Privatspender*innen wurden zwar nur mit abgekürztem Vornamen genannt, doch hinter »R. Mayreder« (Nr. 15, S. 174) und »Prof. Dr. E. Richter« (Nr. 16, S. 187) verbergen sich mit großer Wahrscheinlichkeit die engagierte Frauenrechtlerin und Kulturphilosophin Rosa Mayreder und die Romanistin Elise Richter. Auch die »Neue Freie Presse« beteiligte sich mehrfach durch Redaktionssammlungen, wie auch immer wieder Verweise auf Spenden von Verwandten oder Bekannten von Suizidopfern vermerkt wurden (vgl. hierfür beispielhaft die genannten Quellen für Heft 14 bis 16).
- 23 Vgl. Rathaus-Korrespondenz, 20. Februar 1929, S. 69, online abrufbar unter <https://resolver.obvsg.at/urn:nbn:at:AT-WBR-502966> (Stand: 18.12.2023). Weitere Subventionen sind für die Jahre 1930 bis 1933 nachweisbar.
- 24 Brief von Wilhelm Börner an Karl Vlach vom 17. Februar 1928, WBR, HS, Sign.: H.I.N. 241252, online abrufbar unter <https://resolver.obvsg.at/urn:nbn:at:AT-WBR-540638> (Stand: 18.12.2023).
- 25 Vgl. dazu die Kurzbiografie im Verzeichnis der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe in Österreich, online abrufbar unter https://data.onb.ac.at/nlv_lex/perslex/TV/Vlach_Karl.htm (Stand: 18.12.2023). – Die Wienbibliothek im Rathaus verwahrt neben Teilnachlässen Karl Vlach's (ZPH 1578, ZPH 1252) auch eine Autografensammlung aus seinem Besitz (ZPH 1579). Diese Materialien sind bislang kaum erforscht.
- 26 Tätigkeiten für das Jahr 1932. In: Mitteilungen der Ethischen Gemeinde, Juni 1933, Nr. 30, S. 321.
- 27 Vgl. Statistik der »Lebensmüdenstelle« der Wiener »Ethischen Gemeinde«, WBR, HS, Teilarchiv der Gesellschaft für Ethische Kultur, ZPH 620, Archivbox 6.

- 28 Vgl. Kato-Mailáth-Pokorny: Wilhelm Börner (Anm. 3), S. 137 f.
- 29 Taschenkalender 1938 und 1939, WBR, HS, Teilnachlass Wilhelm Börner, ZPH 1239, Archivbox 6.
- 30 Liste der ehemaligen Mitglieder der Ethischen Gemeinde, WBR, HS, Teilarchiv Gesellschaft für Ethische Kultur, ZPH 620, Archivbox 6.
- 31 Testament von Wilhelm Börner, WBR, HS, Teilnachlass Wilhelm Börner, ZPH 1239, Archivbox 6.
- 32 Zit. nach Börner. Biographische Skizze (Anm. 16), S. 27.
- 33 Dass Paarbeziehungen in intellektuellen und künstlerischen Milieus durchaus auch als Arbeitsbeziehungen zu denken sind, haben einige feministisch informierte Arbeiten der jüngeren historischen Forschung eindrucksvoll aufgezeigt und dabei – im Fall von heteronormativen Relationen – so manche Ehefrau eines berühmten Mannes in neuem Licht erscheinen lassen (vgl. etwa Johanna Gehmacher: Arbeitspaare. Kreativität, Hausarbeit, Geschlecht. In: Friderike Zweig. Weibliche Intellektualität im frühen 20. Jahrhundert. Hg. von Deborah Holmes, Martina Wörgötter. Würzburg: Königshausen & Neumann 2023 [= Schriftenreihe des Stefan Zweig Zentrum Salzburg 15], S. 59–76; Paare in Kunst und Wissenschaft. Hg. von Christine Fornoff-Petrowski, Melanie Unseld. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2021). – Einen solchen Ansatz zu verfolgen, schiene mir auch im Fall des Ehepaars Börner lohnend.

»... als läge man im kalten Wasser«
Wetterbefindlichkeit im Kältewinter 1928/29
bei Elise Richter und Helene Vesque

KYRA WALDNER

Zu Jahresbeginn 1929 bahnte sich in Wien ein wetterbedingter Ausnahmezustand an. Bereits im Dezember des Vorjahrs wurden abwechselnd Frostwetter, milde Temperaturen, Regen und Schnee registriert, am 1. Januar allerdings setzte eine Kälteperiode bislang unbekanntem Ausmaßes mit negativen Tageswerten während des gesamten Monats ein. Ungewöhnlich waren neben der großen Kälte auch die Niederschlagsmengen, im Donauebiet etwa schneite es an fünfzehn Tagen des Monats, wodurch sich selbst im Wiener Stadtgebiet hohe Schneedecken bildeten, die den Straßenverkehr beeinträchtigten und das Fortkommen teilweise unmöglich machten. Die Bevölkerung wurde auch in den darauffolgenden Wochen auf eine harte Probe gestellt: Temperaturrekorde im Minusbereich steigerten den Bedarf an Heizmaterial enorm, und der Schneereichtum gefährdete die Versorgung bedürftiger Menschen, sodass Zeitungen und Zeitschriften zunehmend auch über Erfrierungen und Kältetote berichteten und das Wetter, das verrücktspielte, die Berichterstattung dominierte.

Auch im Februar 1929 blieben die Temperaturen unter dem Gefrierpunkt, mehr noch, sie sanken weiter. »Auf der Hohen Warte wurden knapp ober dem Erdboden -28,6 Grad abgelesen«, meldete die »Reichspost« am 4. Februar: »Die Straßen waren fast menschenleer. Der Schnee schrie [sic!] unter dem Tritt, in den Häusern froren die Wasserleitungen ein. Die Milch wurde in Form von Eisklumpen zugestellt.«¹ Noch am selben Tag erreichte ein von der an der Donau liegenden ungarischen Stadt Mohács kommender Eisstoß die Landesgrenze. Die aufgetürmten Eisplatten bauten bis Anfang März weiter vor. Unterbrochen wurde die Eiseskälte lediglich am 6. Februar, als in Wien durch das unerwartete Auftreten von Föhn plötzlich »Frühlingslüfte« wehten und innerhalb von 48 Stunden mit einem Wechsel von -28°C auf +12°C ein Temperaturunterschied von 40 Grad eintrat.²

Der absolute Negativrekord seit Beginn der Temperaturaufzeichnungen allerdings wurde bereits wieder am 11. Februar 1929 bei -26 Grad gemessen. Knapp über dem Erdboden lag die Temperatur gar bei -32,5 Grad.³ Diesen arktischen

Temperaturen zum Trotz kam es zu einer regelrechten »Völkerwanderung« in Richtung Donauufer:

Alles zog zum Eisstoß. Wie in den allerheißesten Sommertagen, an denen jung und alt an die Strandbäder an der Donau zieht, waren gestern die Straßenbahnzüge, die zur Donau führten, bis auf die Trittbretter voll. Auch ganz kleine Kinder wurden mitgenommen. Vom Franz-Josefs-Kai mußten *Sonderwagen* zur Reichsbrücke eingeschoben werden. Die Bundesbahnen führten *Sonderzüge* von Heiligenstadt zum Praterspitz. Das rechte Ufer der Donau war gestern von Nußdorf bis zum Praterspitz hinunter *schwarz von Menschen*.⁴

Auch Aufnahmen des Stadtbauamtes vom »seltenen Schauspiel des sich bildenden Eisstoßes«, der 39 Tage lang andauern sollte, fanden Eingang in die sich mit Superlativen überschlagende Presse (Abb. 1).⁵

Dieser Ausnahmezustand, der ganz Wien in Atem hielt, machte beispielhaft auch der Romanistin und Universitätsprofessorin Elise Richter (1865–1943) zu schaffen. Sie verbrachte die eiskalten Tage im Januar 1929 in der Villa im noblen Wiener Cottageviertel, die sie seit 1886 gemeinsam mit ihrer Schwester Helene (1861–1942), ihrerseits Anglistin und Theaterwissenschaftlerin, bewohnte.⁶ Seit ihrem 20. Lebensjahr litt Elise Richter an einer rheumatischen Erkrankung,⁷ die sich wetterbedingt im Kältewinter 1929 verstärkte. Trotz der gesundheitlichen Beeinträchtigung kam sie ihrem Lehrauftrag für Romanische Sprachwissenschaften, Phonetik und Literatur an der Universität Wien, der seit 1927 endlich auch abgesehen wurde, nach, und sie wagte sich zu Forschungszwecken außer Haus. In ihren tagebuchartigen Aufzeichnungen hielt sie die zunehmende Verschlechterung der Witterung fest: Weiß Richter anfangs noch von einem »sehr scharfe[n] Wind« zu berichten, der den Fußweg in die Universitätsbibliothek erschwert habe, häufen sich gegen Monatsende die Einträge zu abgesagten Veranstaltungen und Treffen, und Richter sieht sich außerstande, Fußwege im Stadtgebiet überhaupt noch auf sich zu nehmen: »Schlechtes Wetter. H[elene] bestanden, ich muss ein Auto nehmen«, heißt es am 23. Januar 1929 und tags darauf: »Wieder Autos nehmen müssen«.⁸ Auch Temperaturwerte wurden im Kalender regelmäßig festgehalten (Abb. 2).

Abgesehen von den Einträgen im Taschenkalender hinterließen die außergewöhnlichen Bedingungen auch Spuren in der Korrespondenz von Elise Richter mit der Kunsthistorikerin Helene Vesque von Püttlingen (1854–1946), mit der sie

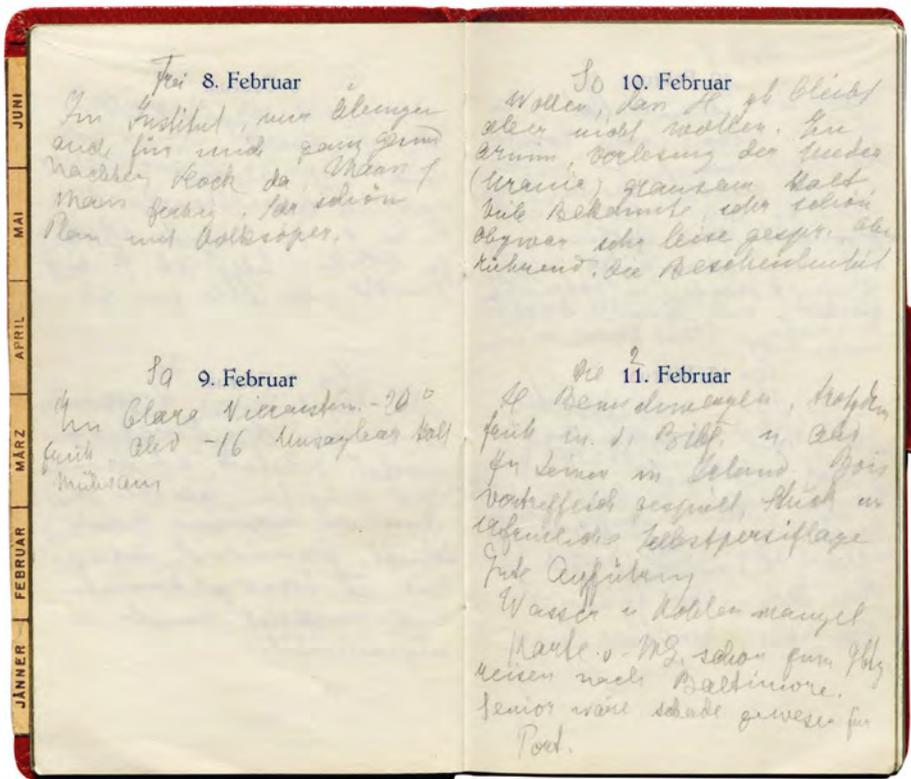


Abb. 2: »-20° früh, Abd[.] -16[°][.] Unsagbar kalt[.] Mühsam[.]« Aufzeichnungen vom 9. Februar im Taschenkalender 1929, im Eintrag vom 12. Februar findet sich der Hinweis auf »Wasser[-] u[nd] Kohlemangel«. Taschenkalender 1929 von Elise Richter, WBR, HS, Sign.: H.I.N. 233365, S. [20 f.].

seit ihrer gemeinsamen Zeit als »Hospitantinnen« an der Universität über mehrere Jahrzehnte in Kontakt stand.⁹ Die Freundschaftsbande mit der Tochter des Juristen und Komponisten Johann Vesque von Püttlingen (1803–1883) und in weiterer Folge auch zwischen den beiden Schwestern Helene Richter und Theresia (»Risa«) Vesque von Püttlingen (1850–1929) waren rasch geschlossen. Zudem war auch Helene Vesque durch Krankheit früh ein unbeschwertes Leben unmöglich gemacht. »Gleiche Interessen, gleiche Ideale erfüllen uns. Sie wurde einfühlsame Teilnehmerin unserer Erlebnisse, und die Besuche bei ihr, der seit rund zwanzig Jahren ans Bett gefesselten, waren eine Quelle eigenartig genußreichen Gebens und Nehmens«, hielt Elise Richter in ihren Erinnerungen fest.¹⁰

Da beide Frauen auf Grund ihrer chronischen Erkrankungen an Wetterföhligkeit litten, zieht sich auch dieses Thema wie ein roter Faden durch den freundschaftlichen Austausch. »Sie brauchen Sonne & Trockenheit«, hatte Vesque bereits im Hochsommer 1913, als ihr selbst die Schwüle unerträglich war, emp-

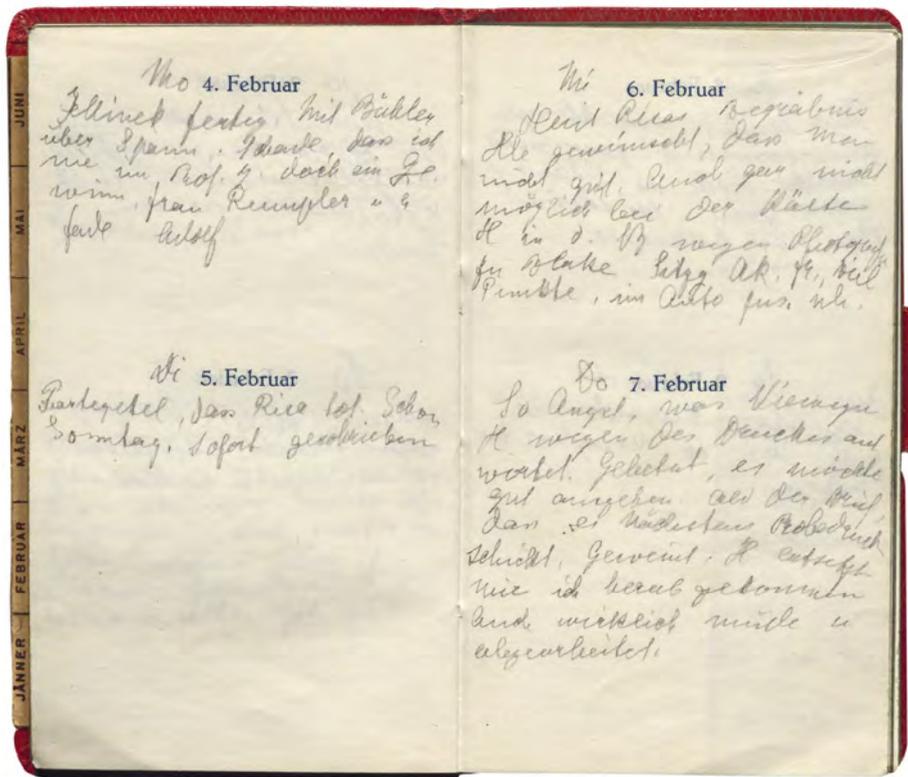


Abb. 3: Am 5. Februar 1929 hielt Richter fest: »Partezettel, dass Risa tot. Schon Sonntag. Sofort geschrieben[.]« Der Beerdigung tags darauf musste sie fernbleiben. Taschenkalender 1929 von Elise Richter, WBR, HS, Sign.: H.I.N. 233365, S. [18f].

fohlen und daran die »Erkenntnis« angeschlossen, »dass das Cottage ein Herd für rheumatisches Unbehagen ist, ja ich möchte viel in Ihrem leidenden Zustand nach dieser Richtung hin diagnostizieren«. ¹¹ Im kältesten jemals erlebten Winter des Jahres 1928/29 verstarb Vesques Schwester Risa; aufgrund der Witterung konnte und sollte niemand zu deren Beerdigung gehen: »Heut Risas Begräbnis. Alle gewünscht, dass man nicht geht. Auch gar nicht möglich bei der Kälte«, notierte Elise Richter in ihren Kalender (Abb. 3). ¹²

Nur zwei Wochen nach der Bestattung ihrer geliebten Schwester tröstete Vesque die Freundin, weil diese an »Ischia [sic!] als Zugabe« litt. Gleichzeitig stellte sie fest, dass »man bei Null mit weich werdendem Schnee nicht weniger friert als bei 14° [...]. Es ist[,] als läge man im kalten Wasser.« ¹³ (Abb. 4) Auch eine berufliche Einschränkung kündigte sich an: »Das Studentinnenzimmer hat Temperatur unter Null. Sie [die Studentinnen, Anm. d. Verf.] haben sich für heute angesagt – ich hoffe, sie lesen noch in Linz vor der Abreise von d[er]

Univ[ersitäts-]Sperr«.¹⁴ Diese Sperr, die mit wenigen Ausnahmen auch sämtliche städtische Schulen und Kindergärten betraf, um den Kohleverbrauch einzuschränken, erfolgte drei Tage später.¹⁵ Zu dem Zeitpunkt waren die Wienerinnen und Wiener, wie die »Arbeiter-Zeitung« berichtete, längst »von der Hams- ternervosität befallen« und tätigten »Angstkäufe« in Lebensmittelgeschäften.¹⁶

Die damaligen Temperaturen fernab der Norm hielten sich im Osten des Landes bis 2. März 1929. Erst ab 10. März kletterte die Anzeige auf dem Thermometer wieder über den Gefrierpunkt, was das Ende des langen, buchstäblich eisigen Winters einleitete und die Eismassen auf der Oberfläche der Donau zum Schmelzen brachte. Nur die kontinuierlich langsame Erhöhung der Temperaturen bewirkte, dass der Wasserstand im Verhältnis zu den vorhandenen Eisbergen niedrig blieb, sodass die befürchtete Überschwemmungskatastrophe ausblieb.

Sie kenne die India als Zu-
gabe, das ist, »Klimm«, »Klei-
Besuche von auswärts« »Klei-
men mit jäh« »ausgeklon-
Die Alektinke fahrt soll
ja unausschließlich sein
Daf, wenn ich's gerade recht
brauche, täglich Jemand
kommt, ist eine Gabe Gots
Daf man bei Null mit sich
währendem Schnee nicht
weniger friert als bei 140-
empfinde ich heute. Es ist
als läge man im kalten
Wasser. Vielleicht fängt mit
dem Tanen die Kalamität
für Wien erst recht an
Das Studentinnenzimmer
hat Temperatur unter
Null. Sie haben sich für
heute angesagt - ich hoffe
sie lesen noch in Liag.
vor der Abreise von J. Univ.
Sperr - M. L. »Krieg
ist - mir graut

Abb. 4: Wenig Hoffnung auf ein
nahes Ende der Krise in der Karte
von Helene Vesque an Elise Richter
[Poststempel 18. Februar 1929].
WBR, HS, Sign.: H.I.N. 232890.



Abb. 5: Anleitung zur Selbsthilfe in der Postkarte von Helene Vesque an die Freundin Elise vom 20. März 1929. WBR, HS, Sign.: H.I.N. 232885.

Am 17. März konnte die »Arbeiter-Zeitung« schließlich ein Ende der Misere in Aussicht stellen: »Der Eisstoß von Wien fast zur Gänze schon abgegangen.«¹⁷ Auch in einer Karte von Helene Vesque an Elise Richter vom 20. März klingt wieder mehr Lebensmut und Pragmatismus angesichts der anstehenden, in der durch das Wetter verursachten Krise unterbliebenen Unternehmungen an (Abb. 5), wengleich mit dem Tod der Übersetzerin und Mitbegründerin der Frauenvereinigung für soziale Hilfstätigkeit Elise Gomperz (1848–1929) ein weiterer Trauerfall im engeren Kreis zu beklagen war: »Liebe Elise, so natürlich mir die Steifheit für meine Gelenke erschiene bei der Nähe von Schnee & Eisstrom im Cottage, so schrecklich leid tut mir's für Sie[,] Darum fuhre man ja sonst Anf[ang] April nach Süden[,] um solchen Gefahren zu entgegen.« Der Rat der Freundin lautete: »Schmieren Sie nur viel mit Mesotan oder wie das Oel heißt & werden Sie mobil.«¹⁸

ANMERKUNGEN

- 1 Reichspost (Wien), 4. Februar 1929, S. 3.
- 2 Vgl. Reichspost (Wien), 6. Februar 1929, S. 6.
- 3 Vgl. Neuigkeits-Weltblatt (Wien), 12. Februar 1929, S. [1].
- 4 Arbeiter-Zeitung (Wien), 11. Februar 1929, S. [1]. Kursivierung im Original gesperrt.
- 5 Vgl. etwa Das interessante Blatt (Wien), 14. Februar 1929, S. [1].
- 6 Vgl. Heidi Brunnbauer: Im Cottage von Währing / Döbling ... Interessante Häuser – Interessante Menschen II. Gösing: Edition Weinviertel 2006, S. 245–250, hier S. 246.
- 7 Vgl. Elise Richter: Summe des Lebens. Hg. vom Verband der Akademikerinnen Österreichs. Wien: WUV-Verlag 1997, S. 5.
- 8 Taschenkalender 1929 von Elise Richter, Einträge vom 23. und 24. Januar 1929, S. [12], Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung (im Folgenden WBR, HS), Sign.: H.I.N. 233365.
- 9 Vgl. Richter: Summe des Lebens (Anm. 7), S. 83. – Die beiden lernten einander erstmals in einer Lehrveranstaltung des deutschen Archäologen Otto Benndorf (1838–1907) kennen, der ab 1877 in Wien lehrte und Gründungsdirektor des 1898 eingerichteten Österreichischen Archäologischen Instituts war, das heute an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften angesiedelt ist.
- 10 Ebd.
- 11 Karte von Risa und Helene Vesque an Elise Richter vom 17. Juli 1913, WBR, HS, Sign.: H.I.N. 232941.
- 12 Taschenkalender 1929 (Anm. 8), Eintrag vom 6. Februar 1929, S. [19].
- 13 Vgl. Karte von Helene Vesque von Püttlingen an Helene Richter, undatiert [Poststempel 18. Februar 1929], WBR, HS, Sign.: H.I.N. 232890.
- 14 Ebd.
- 15 Vgl. Maßnahmen der Gemeinde zur Einschränkung des Kohleverbrauchs. In: Das kleine Blatt (Wien), 16. Februar 1929, S. 2 f.
- 16 Vgl. Arbeiter-Zeitung (Wien), 17. Februar 1929, S. [1].
- 17 Arbeiter-Zeitung (Wien), 17. März 1929, S. 9.
- 18 Karte von Helene Vesque von Püttlingen an Elise Richter vom 20. März 1929, WBR, HS, Sign.: H.I.N. 232885. – Bei »Mesotan« handelt es sich um ein von den Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. entwickeltes medizinisches Produkt zur lokalen Anwendung, das 1902 in der »Pharmazeutischen Zeitung« erstmals als »hervorragendes Mittel zur Behandlung rheumatischer und gichtischer Affektionen« vorgestellt wurde. Vgl. Pharmazeutische Zeitung (Berlin), 15. Oktober 1902, S. 819.

Krise des Verdrängens

Elisabeth Reicharts Roman »Februarschatten«

MICHAEL HANSEL

Die im oberösterreichischen Steyregg geborene Elisabeth Reichart (geb. 1953) zählt zu jenen österreichischen Autor*innen, die sich am intensivsten mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und deren Fortwirken auseinandergesetzt haben. In ihrem Erstlingswerk, dem 1984 im Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei veröffentlichten Roman »Februarschatten«, machte Reichart die sogenannte »Mühlviertler Hasenjagd« zum Thema, eines der abscheulichsten NS-Verbrechen, die auf österreichischem Boden verübt wurden.¹

Anfang Februar 1945 gelang es rund 500 sowjetischen Kriegsgefangenen, aus dem Todesblock des Konzentrationslagers Mauthausen auszubrechen. Die SS leitete daraufhin eine Großfahndung ein, bei der neben Gendarmerie, Volksturm und Hitlerjugend auch die Zivilbevölkerung der Umgebung aufgerufen wurde, Hatz auf die halb verhungerten und spärlich bekleideten Flüchtigen zu machen und keinen der Ergriffenen am Leben zu lassen. In dieser mehrwöchigen buchstäblichen Menschenjagd wurden mit tatkräftiger Unterstützung der Landbevölkerung, die Häftlinge mit Dreschflegeln und Mistgabeln erschlug und erstach, fast alle Entflohenen ermordet. Nur einige wenige mutige Bauernfamilien versteckten und versorgten trotz des hohen Risikos Entflozene bei sich. Soweit bekannt ist, haben nur elf Flüchtlinge die »Mühlviertler Hasenjagd« überlebt – sieben gelten als vermisst.² Die Leichen der Sowjetsoldaten wurden in der Marktgemeinde Ried in der Riedmark, knapp vier Kilometer vom KZ entfernt gelegen, im Hof der dortigen Schule aufeinandergestapelt. Heute erinnert ein unbehauener Granitstein aus dem Steinbruch von Mauthausen mit 489 eingravierten Strichen an die ermordeten Kriegsgefangenen. Obgleich sich im Jahr 1948 im Wiener und Linzer Volksgericht insgesamt 13 Angeklagte wegen Verbrechen im Zuge der »Mühlviertler Hasenjagd« in acht Verfahren verantworten mussten,³ haben letztlich die nur ansatzweise stattgefundene Entnazifizierung und Österreichs Opferthese dazu geführt, dass dieses furchtbare Gemetzel (wie auch der kleine vorhandene Widerstand) verdrängt und totgeschwiegen wurden.

Das Schweigen, das Verdrängen und das Vergessenwollen und -müssen hat Elisabeth Reichart als Hauptmotiv für ihren Roman »Februarschatten« gewählt. Sie schöpfte dabei auch aus eigenen Erfahrungen. Von der »Mühlviertler Hasen-

und gewährt einem Flüchtligen Unterschlupf. Hilde, die von Hannes eingeweicht wurde und in einen tiefen Zwiespalt gerät, erzählt der Mutter vom versteckten Soldaten. Der Flüchtling wird daraufhin von den Nazis zu Tode getreten, Hannes einen Tag später an einem Baum erhängt aufgefunden. »Vergiß« wird für Hilde »ein rettendes Wort«, und »sie hatte rasch begriffen, was sie alles vergessen sollte«, wie es im Text heißt (vgl. Abb. 1–2).

gessen die aufgegebenen Wünsche; Vergessen den Inhalt der Tagträume, außer den einen, den ich gelebt habe, mit Anton ^{den} gelebt habe; Vergessen die Scham ^{wegen} über die Armut und vergessen das Lachen über sie; Vergessen den Gestank ^{in dem} im Haus und die Einsamkeit im feuchten Schälzimmer; Und vergessen die Hoffnung, ^{LEARNEN} lernen zu dürfen, und vergessen Hannes, und vergessen den kalten Februar, den vor allem.

Zuerst durch die Sätze der Erwachsenen: vergiß, was du gehört hast. ~~W~~ Vergiß, was du gesehen hast, vergiß, vergiß, vergiß. ^{so Wort von außen} Aber bald war es nicht mehr nötig, daß sie ihr dieses Wort zuriefen, sie hatte rasch begriffen, was ^{sie} alles ^{an} ^{Wort} vergessen ^{zu} ^{war} ^{sie} sollte. ^{dieses Wort war}

Wenn Erika ein Buch über Anton und mich schreiben würde, ^{+ sie} über unsere Liebe, ^{dieses Buch} ^{gga} würde ich gerne lesen, das wäre ein schönes Buch, darüber würde ich auch gerne erzählen. ^{sie}

Warum erzähle ich Erika dann doch immer wieder aus der Zeit vor Anton? ^{du}

Um die ERWARTUNG ^{an} in die Besuche hinüberzuretten? ^{sie du so}

Um nicht schweigend abzuwarten, bis ich wieder alleine ^{Wort auf} bin? ^{erledigen}

Worüber sonst soll ich mit Erika reden? ^{bald war} ^{aller Wort} ^{du Wort}

Es gab keine langen Diskussionen mehr, denn mit ihr diskutierte die Tochter nicht gerne, weil sie sich nicht einfangen ließ von ihr, wie Anton sich hatte einfangen lassen. Und sie schimpfte nur noch selten auf die Frauenbewegung, ^{wenn sie über irgendwas} die alle ^{schimpften} Frauen unzufrieden machte und sonst gar nichts, ^{und die die} Familien zerstörte, ^{aber das Glück} und selbst auf die Kommunisten schimpfte sie nur noch selten, ^{wusste zu wenig Neues} über sie, hatte das ^{alte} schon zu oft herausgeschrien, ^{mit}

Abb. 1–2: Schweigen, Schuld, Verrat und über allem das Vergessen: Mehrfach überarbeitetes Typoskript des Romans »Februarschatten«, S. 119 und S. 31. Vorlass Elisabeth Reichart, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: ÖLA 349/WI.

»Vergiß« ist, wie Christa Wolf im Nachwort des Romans schreibt, Hildes Überlebenswort, »das sie ihren Nächsten unkenntlich« macht und »sie in eine unselige Selbstvergessenheit« treibt.⁶ Nach dem Tod ihres Mannes bleibt der Protagonistin nur ihre gemeinsame Tochter. Erika, eine angehende Schriftstellerin, möchte ein Buch über das Leben ihrer Mutter schreiben. Die vielen Fragen der Tochter lassen bei Hilde trotz ihres Widerstandes immer wieder Bruchstücke der Vergangenheit aufblitzen. Schließlich wird bei einem gemeinsamen Besuch des Dorfes, in dem Hilde ihre Kindheit und Jugend verbrachte, die Vergangenheit wieder zur Gegenwart und zur Krise verdrängter und verschwiegener Geschichte. Die »Februarschatten« haben sie wieder eingeholt.

Welche Ambivalenzen und latente Traumata das Erlebte in Hilde ausgelöst haben, wird durch die Struktur des Romans mit seinen zahlreichen Brüchen, abgehackten Sätzen, Rückblenden, wechselnden Erzählinstanzen und direkter und erlebter Rede erkennbar. Reicharts gebrochenes, stockendes und bruchstückhaftes Erzählverfahren lässt die Leser*innenschaft, wie Christa Wolf ausführt, teilhaben »an den Zuckungen einer Frau, die etwas Entsetzliches heraus-

würgen soll. Ein Wissen, ein Geheimnis, das sie selbst beinahe nicht mehr kennt, so fest hat sie es in sich eingeschlossen.«⁷

Gleichwohl Elisabeth Reichart viel Beachtung und Lob für »Februarschatten« erntete, erlangte die »Mühlviertler Hasenjagd« erst 1994 durch Andreas Grubers Film »Hasenjagd. Vor lauter Feigheit gibt es kein Erbarmen« größere Bekanntheit. Zeitgleich mit diesem erfolgreichsten österreichischen Film der Kinosaison 1994/95 entstand der Dokumentarfilm von Bernhard Bamberger, der die Reaktionen der Bevölkerung auf die Dreharbeiten beobachtete und Zeitzeug*innen der damaligen Geschehnisse



Abb. 3: Buchcover von »Februarschatten« bei Otto Müller in der Neuauflage von 1995.

zu Wort kommen ließ. Was die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit betrifft, war die Öffentlichkeit bereits einigermaßen durch die Waldheim-Affäre von 1986, das sogenannte »Bedenkjahr« 1988 und die Rede des Bundeskanzlers in der Parlamentssitzung vom 8. Juli 1991 sensibilisiert. Franz Vranitzky relativierte die auch von offizieller Seite hochgehaltene Opferthese Österreichs und bekannte die Mitschuld der Österreicher*innen an den nationalsozialistischen Verbrechen.

Dass die Beschäftigung mit der NS-Vergangenheit ein kontinuierlicher Prozess sein muss, der keineswegs abzuschließen ist, zeigt sich an dem Umstand, dass sich in den letzten Jahren rechtsextreme Ideologien wieder vermehrt verbreiten und eine Art »Herrenmenschentümelei« erneut auflebt. Elisabeth Reicharts Roman »Februarschatten«, der seit seinem Erscheinen vor knapp 40 Jahren bei mehreren Verlagen Neuauflagen erfuhr (zuletzt 1995, 2004 und 2014 im Otto Müller Verlag in Salzburg; vgl. Abb. 3), ist ein wesentlicher Beitrag zur Aufarbeitung und Aufklärung.

ANMERKUNGEN

- 1 Im Vorlass von Elisabeth Reichart am Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek befinden sich mehrere Entwürfe und handschriftlich korrigierte Typoskriptfassungen des Romans, Sign.: ÖLA 349/W1.
- 2 Vgl. Klaus Amann: »Mauthausen ist eine schöne Gegend« – Die Last des Verschweigens. In: Österreich-Konzeptionen und jüdisches Selbstverständnis. Identitäts-Transfigurationen im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. von Hanni Mittelman und Armin A. Wallas. Tübingen: Niemeyer 2001, S. 209–228, hier S. 216 f.
- 3 Vgl. Irene Leitner: »Umlegen, umlegen, es gibt keine Gefangenen!« Die »Mühlviertler Hasenjagd« im Spiegel der Linzer Volksgerichtsakten. In: Justiz und Erinnerung (2004), Nr. 9, S. 8–17 (online abrufbar unter <http://www.nachkriegsjustiz.at/service/archiv/Rb9.pdf> [Stand: 30.12.2023]).
- 4 Vgl. Elisabeth Reichart: [Ohne Titel]. In: »Über Kramer hinaus und zu ihm zurück«. Hg. von der Theodor Kramer Gesellschaft. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1990 (= Zwischenwelt 1), S. 31–34, hier S. 32.
- 5 Amann: »Mauthausen ist eine schöne Gegend« (Anm. 2), S. 217.
- 6 Christa Wolf: Nachwort »Struktur von Erinnerung«. In: Elisabeth Reichart: Februarschatten. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 1989, S. 106–108, hier S. 106.
- 7 Ebd.

Gertrud Wilkers Blick auf ihresgleichen

Autorinnenschaft und Genderstereotype in der Schweizer Literatur

MARGIT GIGERL

»Wo ist Evas Stimme geblieben?« frage ich. »Blieb ihr die Zunge im Hals? Würgen sie es bisher alle hinunter, was sie zu sagen gehabt hätten?«¹ Mit dieser Frage wirft Gertrud Wilker (1924–1984) präludierend einen »Blick auf meinesgleichen«, eine 1979 erschienene Sammlung von »28 Frauengeschichten«, so der Untertitel. Es sind dissonante poetische Stimmen von jungen und alten Frauen, Müttern, Töchtern, Witwen, Geschiedenen, Unverheirateten, Armen und Wohlhabenden, Bankiersgattinnen, Alpinistinnen und Putzfrauen, Unbekannten bis auf Hölderlins »Diotima«, Suzette Gontard, und die expressionistische Malerin Paula Modersohn-Becker. »Blick auf meinesgleichen« handelt in kompositorisch verdichteten Prosaminiaturen von Frauen, die sich mit den herrschenden patriarchalen Strukturen mehr oder weniger arrangiert haben, aufbegehren oder unter- und zugrunde gehen. Schon acht Jahre zuvor, am 3. Mai 1971, hat Wilker in einem ihrer sechs im Schweizerischen Literaturarchiv überlieferten literarischen Notizhefte, die ihr Schreiben von den frühen 1960er-Jahren bis zu ihrem Tod begleiten, einen unscharfen Katalog von weiblichen Rollenmodellen aufgefächert: »Morgenfrau, Mittagfrau, Nebelfrau, Nachtfrau, Hexe, Besenreiterin, Kräuterweib mit behaartem Kinn.«² (Abb. 1)

Genderstereotype sind wie andere soziale Konventionen und Lebensformen brüchig geworden, nicht nur, aber auch für Gertrud Wilker und nicht erst seit den 1970er-Jahren. Als 18-Jährige lässt sie mit ihrem Kirchenaustritt das kleinbürgerlich protestantische Herkunftsmilieu hinter sich und heiratet wenige Jahre später als Studentin ohne Aussteuer den aus Wien emigrierten, ebenfalls mittellosen Mathematikstudenten Peter Wilker. 1950 promoviert sie an der Universität Bern mit einer Untersuchung zu »Gehalt und Form im deutschen Sonett von Goethe bis Rilke« und unterrichtet anschließend deutsche Sprache und Literatur an der privaten Handelsschule Bern.

Gertrud Wilker, die heute eine nahezu Unbekannte auch innerhalb der Schweizer Literatur ist, hat ihre sehr spezifische literarische Stimme in der Beobachtung fragwürdiger sozialer und politischer Verhältnisse geschärft und

3. Mai 71.

Rollenkatalog:

Eine, die in Zeitschriften über Dinge liest, die sie nicht
tollt, nicht hat, wie solche sie (wosinnlich):

Organisatorin, Strip-tease, LSD-Konsum, Tagel
des Hochjungen, die "Mutterliche".

Mutterfrau, Putzfrau, Nebelfrau, Nachtfrau,
Hexe, Besenbesitzerin, Kräuterweib mit behaarten
Kinn. 1970

Wo-mütter-sie-bezogen-sie-frau.
Beim Bomben auf der Böhmerland

Eine, die ganz ohne Schuld von ihrer Familie be-
trübt, nicht zurückkommt, weil sie es mit sich allein
nicht aushält. 1960

Meine Mutter in Gedanken an mich als Mutter. 1950

Tante Anna-Louise (Adress-jahrbuch) 1965.

Abb. 1: Vom unaufgeregten Leben der Zeitschriftenleserin über die Rückkehrerin
der aus der Familie Geflüchteten bis zu »Tante Anna-Louise«: Gertrud Wilker
entwirft Anfang Mai 1971 in ihrem Notizheft einen »Rollenkatalog«. Nachlass
Gertrud Wilker, Schweizerisches Literaturarchiv, Sign.: SLA-A-8-4.

vergleichbar autonom experimentierend gefunden. Während ihres Studiums beginnt sie in den späten 1940er-Jahren zu schreiben, 1959 betritt sie mit den beiden Erzählungen »Der Drachen« und »Ein Gespräch« die literarische Bühne, die in der Schweiz der 1950er- und 1960er-Jahre für Autorinnen ein besonders harter »Holzboden« ist, um ein Diktum Gottfried Kellers zu bemühen.³ Schreibende Frauen sind rar: Da ist die befreundete Schriftstellerin Erika Burkart (1922–2010), die zurückgezogen im Landhaus Kapf im Aargau lebt und in den 1950er-Jahren ihre ersten Lyrikbände veröffentlicht. Ungefähr zur selben Zeit beginnt Silja Walter (1919–2011) als Schwester Maria Hedwig in der Abgeschiedenheit des Benediktinerinnenklosters Fahr erste Lyrikbände, christliche Spiele und Erzählungen zu publizieren. Meret Oppenheim ist als Lyrikerin kaum bekannt. Vorbilder wie Cécile Ines Loos, Annemarie Schwarzenbach oder Regina Ullmann sind am Beginn von Wilkers Schaffen bereits verstummt respektive vergessen.

Gertrud Wilker selbst findet sich nach der Geburt einer Tochter (1956) und eines Sohnes (1961) in den klassischen Rollen als Mutter und Hausfrau wieder. Im Gedicht »Beredt oder schweigsam« reflektiert sie die Vereinbarkeit von familiären Pflichten und ihrer Schriftstellerinnenexistenz:

Dann holt ich Kartoffeln im Keller, / und dachte während des Schärens
nach / über schöne und unschöne Verse: / ob man über Kartoffelpüree, /
Staub wischen und Socken waschen / schweigen müsste in einem Ge-
dicht? [...] Sehr wunderbar jedenfalls ist es, / beredt oder schweigsam /
diesem Leben zu dienen, / zu waschen, zu braten, zu kochen, / und Verse
zu schreiben mit derselben Hand.⁴

Der zweijährige Aufenthalt der Familie in den Vereinigten Staaten während zweier Gastprofessuren Peter Wilkers schärft ihr Bewusstsein, »daß ich in Amerika nicht zuhause sei«.⁵ In den »Collages USA« (1968) hält sie fest, wie sie die deutsche Sprache gleichsam »noch einmal erlernt, bewußt, als ein Spiegelbild meines Lebensanteils«.⁶ Hier lernt sie – neben den Werken von William Faulkner, Ernest Hemingway oder John Steinbeck – auch jene der Schriftstellerinnen Emily Dickinson, Carson McCullers und Gertrude Stein kennen und schätzen, ebenso die der Lyrikerin und Feministin Adrienne Rich (1929–2012), deren Jahrzehnte umfassende »Poems« Wilker noch gegen Lebensende zu übersetzen plant.

Die Einführung des Stimm- und Wahlrechts für Frauen in der Schweiz mit der Volksabstimmung (der Männer) vom 7. Februar 1971 fällt mit dem sozialen und kulturellen Aufbruch der »68er«-Generation und der neuen Frauenbewegung zusammen, in deren Kontext auch Schweizer Autorinnen nicht länger ignoriert werden können. Eveline Hasler, Hanna Johansen, Gertrud Leutenegger, Erica Pedretti, Laure Wyss – sie alle treten in diesen Jahren in die literarische wie politische Öffentlichkeit. So wird auch Wilkers 1979 erschienener »Blick auf meinesgleichen« im Kontext der Frauenbefreiungsbewegung als exemplarische »Frauenliteratur« rezipiert und erfährt große Resonanz, ebenso das ein Jahr zuvor von ihr herausgegebene »Kursbuch für Mädchen« – eine Anthologie literarischer Texte von Autorinnen *und* Autoren mit einem Vorwort Luise Rinsers.

Sich jeglicher Programmatik widersetzend, umkreist Wilker stark autoreflexiv in ihrem letzten Roman, »Nachleben« (1980), das Leben ihrer Tante Emma Kupli in einer der ersten Darstellungen einer lesbischen Protagonistin in der Schweizer Literatur. In mehreren Essays der späten 1970er-Jahre beschäftigt sie sich kritisch mit Fragen einer weiblichen Ästhetik und wehrt sich gegen den Begriff »Frauenliteratur«, den sie für ihre Texte »nicht ohne weiteres angewendet wissen«⁷ möchte. Dieser subsummierte unterschiedlichste Genres und Schreibweisen höchst simplifizierend, sei jedoch ein »notwendige[s] Ärgernis«.⁸

ANMERKUNGEN

- 1 Gertrud Wilker: Blick auf meinesgleichen. 28 Frauengeschichten. Frauenfeld, Stuttgart: Huber 1979, S. 8.
- 2 Gertrud Wilker: Welt wörtlich. Bewegliche Kamera. Literarisches Notizheft (1966–1981), Nachlass Gertrud Wilker, Schweizerisches Literaturarchiv, Sign.: SLA-A-8–4.
- 3 Brief von Gottfried Keller an Wilhelm Baumgartner vom 28. Januar 1849, online abrufbar unter <https://www.gottfriedkeller.ch/briefe/> (Stand: 22.02.2024).
- 4 Gertrud Wilker: Beredt oder schweigsam. In: Schweizer Monatshefte, Nr. 2, Februar 1984, S. 159 f.
- 5 Gertrud Wilker: Collage USA. Zürich, Stuttgart: Flamberg 1958, S. 10.
- 6 Ebd., S. 56.
- 7 Gertrud Wilker: Frauenliteratur – Das notwendige Ärgernis. In: Schweizer Buchspiegel, Nr. 142, Juni 1979, o. S.
- 8 Ebd.

